

Roy C. Hitchman

**»Der Sanddorn,
der unvorschriftsgemäss
ins Lichtraumprofil der
Küsnachterstrasse ragte«
und andere
Geschichten aus
Zumikon**



Roy C. Hitchman

**»Der Sanddorn,
der unvorschriftsgemäss
ins Lichtraumprofil der
Küsnachterstrasse ragte«
und andere
Geschichten aus
Zumikon**

Erste Auflage Frühjahr 2021
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2021 by Roy C. Hitchman
Lipah Beach, 80852 Bali
rchitchman@gmail.com

Gestaltung und Satz: Saskia Nobir
Illustrationen: I Made Susila Purna
Schrift: Arnhem, GT Sectra
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Papier: Werkdruck holzfrei, 90 g/m², 1.75

ISBN: 978-3-907110-16-4

| | |
|-----|--|
| 8 | Vorwort |
| 10 | Aha – E-u dinn! |
| 20 | Au-pair |
| 26 | Der Hund, der rechnen konnte und sogar in Japan für Gesprächsstoff sorgte |
| 40 | Wenn das Telefon um sechs Uhr morgens läutet |
| 50 | Fridolin |
| 60 | Ferien im Tessin |
| 74 | Von Tischmanieren und Achtsamkeit |
| 82 | Oma Darling |
| 92 | Vom blutigen Daumen zum Vorurteil |
| 102 | Agent Orange |
| 112 | Bruchrechnen mit Schokolade |
| 118 | Attentat in Golino |
| 124 | S'Oetebächli |
| 134 | Sport ist –? |
| 146 | Die Post hat immer Verspätung |
| 154 | Die Rechnung ohne den Wirt gemacht |
| 166 | Hochzeitsfeier und abgeschliffene Zähne |
| 174 | Der Sanddorn, der unvorschriftsgemäss ins Lichtraumprofil der Küssnacherstrasse ragte |
| 190 | Mit dem neuen MGB GT nach Venedig |
| 200 | Die Posaune |
| 208 | Kaninchenstall |
| 222 | Eine Elitegemeinde? |
| 232 | Über den Autor |
| 234 | Über den Künstler und Illustrator |
| 236 | The Bunutan Care Projects |

Oma Darling



Meine Grossmutter mütterlicherseits war eine in vielerlei Hinsicht aussergewöhnliche Frau. Sie war eher klein gewachsen, und dass sie eine weltmeisterliche Köchin und dem Kulinarischen zugetan war, konnte man ihr auf den ersten Blick ansehen. So weit ich zurückdenken kann, hatte sie einen sorgfältig frisierten weissen Lockenkopf, der vom Tönen manchmal bläulich-violett schimmerte. Aus ihrem ausdrucksstarken, vom Schicksal gezeichneten Gesicht strahlten verschmitzte Augen wie »Bergseen – so blau, nicht so hoch oben«, wie es der Kabarettist und Schauspieler Karl Farkas treffend ausgedrückt hätte. Ihr Humor und ihr herzliches, warmes Lachen waren ansteckend, ihr Wiener Dialekt so charmant wie unvergesslich.

In Erinnerung bleiben wird sie mir aber vor allem deshalb, weil sie für ihre Enkel, speziell für mich, immer ein gutes Wort einzulegen wusste, egal, wie verdient an der Stelle eigentlich eine Tracht Prügel gewesen wäre. Und so war es naheliegend, dass wir sie schon seit frühester Kindheit, in der sie meine Schwester Kathryn und mich liebevoll und umsichtig betreute, »Oma Darling« nannten.

Eigentlich hiess sie Marianne Zeichner, war eine geborene Lichtenberger und stammte aus Idar-Oberstein im Südwesten Deutschlands. Als junge Frau zog sie mit ihrer Fami-

lie nach Wien, wo sie einen galizischen Juden namens Jakob Zeichner heiratete. Bemerkenswert an dieser Verbindung war zweierlei: Erstens führten die beiden eine einzigartig liebevolle Ehe. Niemals hatten sie Streit, nicht ein lautes Wort habe ich je von ihnen gehört. Achtsamkeit und Respekt hatten sich hier aufs Herzlichste zusammengefunden, obwohl Oma Darling eine durchaus streitbare und kämpferische Person war, die sich vor gar nichts fürchtete. Zweitens hatte ein Jude eine »Schickse« – so die wenig schmeichelhafte jiddische Bezeichnung für eine nichtjüdische Frau – geheiratet. Das ist, zumindest für einen gläubigen Juden, wie ihr Ehemann Jakob einer war, kein leichter Schritt. Die Probleme, die sich daraus ergaben, lösten sie auf die ihnen eigene, pragmatische und respektvolle Weise: Eine Tochter sollte nach christlicher Tradition, ein Sohn nach jüdischen Gepflogenheiten erzogen werden. So kam es, dass meine Oma am Sonntag mit meiner späteren Mutter in die Kirche ging, nachdem am Sabbat mein Opa mit seinem Sohn die Synagoge besucht hatte. Religiöse Koexistenz, wie sie eigentlich nur im Märchenbuch vorkommt.

Nach dem Anschluss Österreichs ans nationalsozialistische deutsche Reich im März 1938 erhielt das bis dahin traute Familienleben einen traumatischen Dämpfer. Von diesem Tag an sah sich Marianne vor die Notwendigkeit gestellt, ihren Ehemann vor Schikanen und der drohenden Deportation durch die Nazis zu beschützen, was sie mit schlitzohriger Raffinesse und wilder Entschlossenheit bewerkstelligte. Das ging so weit, dass sie sich einmal vor zwei SS-Schergen, die ihre Wohnung inspizieren wollten, kampfbereit, mit in die Hüften gestemmt Armen, aufbaute und deren Vorhaben mit unmissverständlichen Worten eine deutliche Abfuhr erteilte. Dabei wedelte sie mit ihrem »Arierausweis« vor deren Nasen herum und beendete ihre Abreibung mit einem kräftigen »Heil Hitler«, worauf die Männer unverrichteter Dinge wieder abzogen. Die Courage, die sie dafür aufbringen musste, kann man nur erahnen.

Solche Vorfälle machten es Marianne und Jakob in aller Deutlichkeit bewusst, dass sie Wien eher früher als später verlassen mussten. Jakob war Vorstandsmitglied des Fussballklubs Austria Wien und Prokurist der Luster- und Metallwarenfabrik Alois Pragan & Bruder, die ihre Produkte international verkaufte. So auch in Indien, wo ihre Kronleuchter die neu entstehenden Kinos und die Maharadschapaläste schmückten und erleuchteten. Im Juli 1938 musste der Inhaber Jakob offiziell entlassen, weil er ein Jude war. Wenige Tage nach den Novemberprogromen versteckte Marianne ihren Ehemann im Hause eines ihrer Brüder, um ihn dem Zugriff der Nazis zu entziehen. Die Verzweiflung war gross.

Weil der Inhaber der Lampenfirma nicht auf Jakob verzichten wollte, schlug er Marianne vor, den österreichischen Geschäftsführer in Bombay nach Wien zurückzubeordern und an dessen Stelle Jakob in Indien zu installieren. Das könnte die Rettung sein.

Der Plan war, zunächst Jakob in Indien in Sicherheit zu bringen und Marianne und die Kinder später nachkommen zu lassen, weil es Marianne wichtig war, sich so lange als möglich um ihre Freunde und Nachbarn kümmern zu können. Trotz aller Schwierigkeiten gelang es ihr, die notwendigen Reisedokumente für Jakob zu beschaffen und ein Ticket für seine Überfahrt nach Bombay zu erstehen. Von Triest aus kam er am 24. Juli 1939 wohlbehalten dort an.

Marianne mit ihren beiden Kindern, in Begleitung von zwei jüdischen Familien, folgte ihrem Liebsten einige Monate später auf dem letzten Passagierschiff, das Triest Richtung Suezkanal verlassen konnte und Indien erreichte.

Das Schicksal wollte es, dass sich die Familie Zeichner und mein Vater in spe in Bombay kennenlernten und dabei herausfanden, dass sie jahrelang in derselben Strasse in Wien gelebt hatten. Kurze Zeit später hielt er bei meinen Grosseltern um die Hand ihrer erst sechzehnjährigen Tochter an. Die

Vermählung folgte kurz darauf im Januar 1942, und am 9. April 1944 erblickte ich die Welt.



Als erfolgreicher Unternehmer in Bombay hatte mein Vater einen grossen Bekanntenkreis und sehr vielfältige gesellschaftliche Verpflichtungen, die er zusammen mit meiner Mutter wahrnahm. Für uns Kinder blieb daneben wenig Zeit. Oma Darling trat deshalb an ihre Stelle und wurde während unserer gemeinsamen Jahre in Indien für uns Kinder die ordnende Figur in unserem Leben.

Vor den heissesten Monaten des Jahres in Bombay flüchteten wir jeweils mit Oma und Opa Jack und zwei Hausangestellten in ein gemietetes Holzhaus in Ootacamund, einem beliebten Ferienort in den Nilgiri Hills im Südwesten Indiens. Der Name Ootacamund, oder Ooty, wie die Engländer das Dorf liebevoll nannten, ist eine Verballhornung des tamilischen Namens Udhagamandalam. Auf über 2200 Metern über Meer gelegen, war es so etwas wie das Zermatt Indiens, damals nur von einer unbefestigten Strasse und einer um die Jahrhundertwende von den Engländern erbauten Dampfbahn erschlossen. Die Tagestemperatur überschritt kaum je 25 Grad, was im Vergleich mit dem Röstofen Bombay äusserst gemässigt war, wobei die Nächte bei Minustemperaturen doch schon empfindlich kalt werden konnten.

Ooty bestand in jenen Jahren aus einem bescheidenen Dorf inmitten subtropischen Dschungels, umgeben von hohen Bergen, Seen, Wasserfällen und bewaldeten Hügeln, wo sich Eukalyptuswälder mit ausgedehntem Grasland und weitläufigen Teeplantagen abwechselten. Die Natur war damals wie heute von paradiesischer Schönheit und nicht von ungefähr nannten die Engländer die Umgebung von Ooty die Schweiz Indiens. Nachts konnte man das Geheul von Tigern und Leoparden hören, und die Erzählungen über Menschen,

die ihnen zum Opfer gefallen waren, jagten uns Kindern jeweils kalte Schauer über den Rücken. Oma Darling, die uns wie eine Tigerin zu beschützen pflegte, schärfte uns immer wieder ein, beim Spielen vorsichtig zu sein, Verletzungen jeder Art zu vermeiden und nach dem Eindunkeln nicht mehr ins Freie zu gehen. Der nächste Arzt sei nämlich zwei Stunden entfernt und mache sehr ungern Besuche im Dschungel, und erst recht nicht nach Einbruch der Dunkelheit. Uns Kindern machte das mächtig Eindruck, weshalb wir Oma Darlings Anordnungen widerspruchslos befolgten.

Ich kann mich gut daran erinnern, wie Oma Darling jeweils vor dem Bezug unseres Ferienhauses jedes Zimmer peinlichst genau in Augenschein nahm, denn es war für sie, die sie Ordnung und Reinlichkeit vorlebte, ausgeschlossen, das Haus zu beziehen, ohne zuvor die letzte der ekelerregenden riesigen Kakerlaken, von denen es nur so wimmelte, erschlagen zu haben. Weil unsere Hausangestellten Angst vor dem Ungeziefer hatten und als gläubige Hindus ohnehin kein Tier töten durften, übernahm Oma Darling beherzt das Kommando. Mit einem nassen Handtuch bewehrt, rückte sie an vorderster Front dem Ungeziefer zu Leibe.



Oma Darling war, wie schon erwähnt, eine hervorragende Köchin. Nachdem sie zehn Jahre in Indien gelebt hatte, verstand sie es, wunderbar schmeckende Currys mit unglaublich vielen verschiedenen Geschmacksnoten, scharfen, wie auch dem Magen zuträglicheren, zuzubereiten. Seit den Tagen in Ooty verwöhnte sie mich über Jahrzehnte immer wieder mit den extrascharfen Varianten ihrer Currys, die ich einfach wahnsinnig gerne ass.

Ihre wahre Liebe galt jedoch der österreichischen Küche, die sie meisterhaft beherrschte. So war ihr Apfelstrudel mit lauwarmer Vanillesauce legendär. Sie verstand es, den Teig

dermassen dünn auszuwallen, dass man durch ihn hindurch eine Zeitung hätte lesen können. Doch war dies natürlich nicht der eigentliche Zweck der Sache. Dieser bestand vielmehr darin, der köstlichen Apfelfüllung eine genügend stabile Form zu geben, damit man sie ausbacken konnte. Ebenso sollte der Teig die beim Backen entstehenden unwiderstehlich feinen Aromen der Äpfel, Nüsse und Gewürze umschliessen und sie erst beim Anschneiden der krokanten Hülle freigeben.

Die Herstellung des Teigs war ein komplizierter und nervenaufreibender Prozess, der Oma Darlings vollste Konzentration erheischte und nicht die geringste Zugluft duldete. So schloss sie sich allein in der Küche ein, verriegelte alle Fenster und nahm einen ordentlichen Schluck Marillenschnaps zu sich, damit keine zitternde Hand dem Teig ein irreparables Loch zufügen konnte. Sie liess sich erst wieder blicken, wenn der Strudel im Ofen war und sich die Bewohner des Hauses erwartungsvoll vor der verschlossenen Küchentüre zu versammeln begannen, angelockt von den feinsten Düften, die sich allmählich unter der Küchentüre hindurch im ganzen Haus verbreiteten.

Oma Darlings Kochrepertoire war ausserordentlich breit und hatte wesentlich mehr als nur den Apfelstrudel zu bieten. Besonders angetan hatten es mir die deftigen Speisen wie das Beuschel mit Kartoffelknödeln (gekochte Kalbslunge und Kalbsherz in einer leicht gesäuerten Bechamelsauce, ein Gericht, das wir hierzulande »Gstell« nennen). Eines meiner liebsten Gerichte ist und bleibt ihre unvergleichliche Linsensuppe mit Frankfurter Würstchen, die ich noch heute häufig nach ihrem Rezept zubereite. Oder aber auch Xsöchts (gepökelt und geräuchertes Schweinefleisch mit Meerrettich und Sauerkraut; wir Schweizer kennen das als Rippli mit Suurchruut). Das X im Xsöchts soll bloss eine phonetische Hilfe sein, um das für einen Nichtösterreicher unaussprechliche Wort G'sölchts, was auf hochösterreichisch Geselchtes heisst, korrekt wiederzugeben.



Damit bin ich nun endlich beim eigentlichen Thema der Geschichte angekommen. Und diese geht so: Oma Darling und Opa Jack verbrachten den Herbst ihrer Tage in der Schweiz. Nach Opas Tod 1968 lebte meine Grossmutter im feinen Altersheim Casa Beltramonto in Ascona in der Nähe ihrer Tochter, die nach dem frühen Tod meines Vaters 1969, nach Brissago gezogen war.

Aus den Zeiten in Indien liebte Oma Darling die Wärme und genoss im sonnigen Tessin die wohltuende Linderung ihrer rheumatischen Beschwerden. Da wir fast jedes Wochenende im Tessin verbrachten, waren wir auch häufig mit Oma Darling zusammen. So kam es, dass wir uns eines Tages mit ihr zu einem Spaziergang verabredeten. »Wir« hiess in diesem konkreten Fall Oliver, Andrea, Hund Lukas und ich, während Monika zu Hause blieb, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Wir fuhren also in unserem Opel Ascona Kombi im Altersheim vor. Ich stieg aus, um Oma Darling in ihrem Zimmer abzuholen und über den kurzen Kiesweg zum Parkplatz zu geleiten, nicht ohne vorher Oliver und Andrea ermahnt zu haben, nicht aus dem Wagen auszusteigen, sich nicht zu streiten und Lukas in Ruhe zu lassen. Da es nur eine Sache von wenigen Minuten war, bis ich mit der Urgrossmutter der Kinder wieder zurück im Auto sein würde, konnte das Risiko nicht allzu gross sein, meine lebhaften Sprösslinge allein im Auto zurückzulassen.



Die Rückkehr zum Wagen verzögerte sich dann doch ein wenig, weil Oma Darling sich erst gute Schuhe für den Spaziergang anziehen wollte. Sie war mit ihren inzwischen 86 Jahren zwar noch sehr rüstig, doch fiel ihr das Bücken und Schnüren

der Schuhe schwer, weshalb ich diese Aufgabe für sie übernahm.

Als wir gemächlichen Schrittes zum Auto zurückkehrten, warf ich von aussen einen Blick in den Wagen, worauf mich eine unguete Vorahnung überfiel. Ich öffnete die Türe auf der Beifahrerseite, um Oma Darling einsteigen zu lassen. In diesem Moment schlugen mir ein beissender Geruch von angelegten Haaren und das herzerweichende Schluchzen Andreas entgegen. Noch während Oma Darling ins Auto einstieg, rief sie in einer Mischung aus Erstaunen und Vorfreude auf etwas Essbares: »Da riecht's nach Xsöchtem!«

Ich hätte darüber laut lachen können, doch der Gestank und der Anblick der weinenden Andrea, des schockierten Oliver und des verstörten Hundes, der sich in eine Ecke der hinteren Sitzbank verkrochen hatte, verhiessten nichts Gutes. Dann brach es aus Andrea heraus: »Papi, dä Oliver hät dä Hund aazündt!« Oma Darling, die nichts von alledem mitbekommen hatte, wiederholte »Da riecht's nach Xsöchtem«, was ich laut und mit einem leicht genervten Unterton mit »Nein, Oma Darling, der Hund brennt« quittierte.

Nachdem ich kurz danach zu meiner Beruhigung festgestellt hatte, dass unser Hund nicht mehr brannte, Oma Darling die entgangene Erwartung eines Xsöchten zum Zvieri verschmerzt hatte und alle sich ob der vermiedenen Katastrophe vom Schock einigermaßen erholt hatten, konnte ich langsam rekonstruieren, was in dem Auto wirklich vorgefallen war.

Die Kinder hatten sich mit der Zeit auf der Rückbank zu langweilen begonnen, als Oliver meine Gauloises und eine Schachtel Streichhölzer auf der Mittelkonsole entdeckte. Er nahm sie an sich, kramte ein Streichholz hervor, schlug alle Warnungen seiner Schwester, dies zu unterlassen, in den Wind, und strich in einer ausholenden Bewegung mit dem Hölzchen über das Schächtelchen. Das Hölzchen flammte bestimmungsgemäss auf, geriet in die Nähe der feinen Brusthaare des neugierig neben ihm sitzenden Lukas, worauf die-

se in einer kurzen, aber heftigen Stichflamme aufgingen. Andrea warf sich in einer Mischung aus Schock und Mut der Verzweiflung auf den Hund und erstickte dabei das restliche Motten in Lukas' Fell.

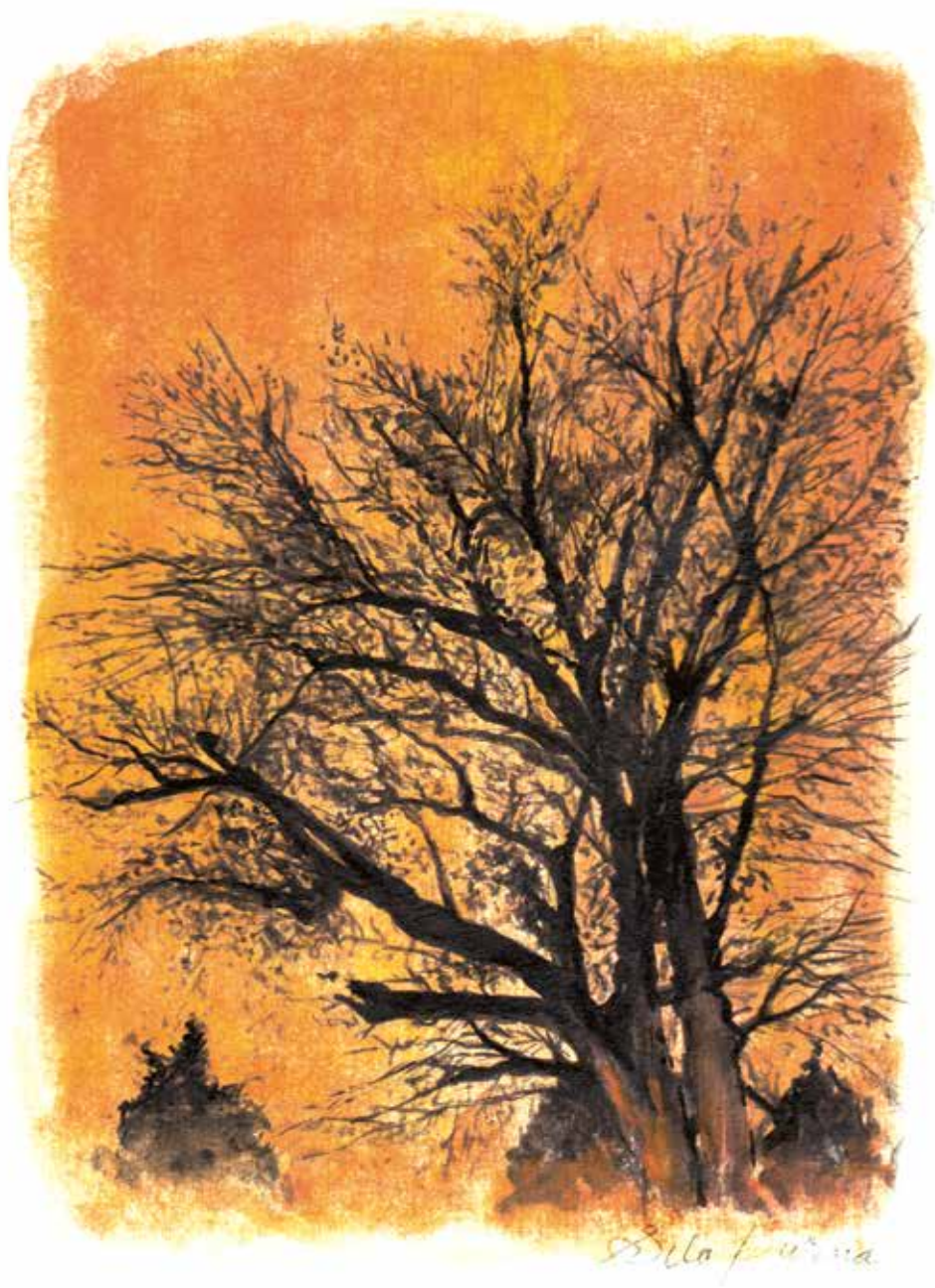
Statt des geplanten kleinen Ausflugs und einer Erfrischung auf der Piazza in Ascona machten wir uns vom Parkplatz aus auf einen kurzen Spaziergang rund ums Altersheim, um wenigstens etwas frische Luft zu schnappen, den Geruch von Lukas' angesengtem Fell auszulüften und unsere Nerven zu beruhigen.

Oliver war ungewöhnlich schweigsam und trottete zerknirscht in einigem Abstand hinter uns her, Andrea konnte sich nur schwer beruhigen und wiederholte wie ein Mantra: »Ich han's em Oliver ja gseit!« Oma Darling nahm den unglücklichen Vorfall mit dem brennenden Hund mit dem für sie so typischen Sinn für Humor und trippelte zufrieden lächelnd an meiner Seite über den Kiesweg. Ich war in Gedanken über Kindererziehung und die Verantwortung der Eltern versunken und dachte darüber nach, wie ich Monika beichten könnte, dass Sorglosigkeit des Vaters und der unwiderstehliche Reiz des Verbotenen, dem der kleine Übeltäter erlegen war, ihren edlen Rassehund mit stattlichem Brusthaar in einen rüudigen Köter verwandelt hatten.



Nachdem wir uns von Oma Darling verabschiedet hatten und wieder ins Auto einstiegen, umwehte uns der irritierende Duft von Geselchtem.

Agent Orange



Unser Haus an der Küssnacherstrasse in Zumikon war ringsum von einem grossen Garten mit altem Baumbestand umgeben. Er war so gross, dass es nahelag, den Kindern darin einen Abenteuerspielplatz einzurichten, auf dem sie und unser Hund sich so richtig austoben durften. Im Zentrum sollte eine Hütte stehen.

Nach sorgfältiger Planung und der Beschaffung aller dafür benötigten Teile machten Monika und ich uns ans Werk. Eine Hütte mit Satteldach auf hohen Stelzen sollte es werden, die nur über eine Strickleiter zu erreichen war.

Wenn ich in diesem Zusammenhang von gemeinsamer Anstrengung spreche, dann trifft dies den Kern der Sache sehr genau, denn ich leistete die handwerkliche und Monika die Kopfarbeit. Letztere ist durchaus wörtlich zu nehmen, denn beim Zusammenbau des Satteldaches stiessen wir auf ein nahezu unlösbares Problem. Wie sollten wir in schwindelerregender Höhe von fast zwei Metern über dem Boden, auf einer leicht schwankenden Plattform stehend, zwei Bretter, die das Dach der Hütte bilden sollten, in einem Winkel von 60 Grad ordentlich zusammennageln?

Nach einigen Fehlversuchen kam ich schliesslich auf die zündende Idee: Da die Firsthöhe der Hütte genau 168 cm be-

trug, was der Körperlänge von Monika entsprach, schlug ich ihr vor, sich unter das Bretterdreieck zu stellen. Mit ausgestreckten Armen sollte sie die beiden Bretter umfassen und fixieren, während ihr Kopf unterhalb derselben quasi als Amboss für meinen Hammer diente. So war es ein Leichtes für mich, auf einer Leiter hoch über den Brettern stehend, diese dauerhaft zusammenzunageln. Sie liess es schicksalsergeben über sich ergehen. Ich kann nur mutmassen, dass sie sich in diesem Moment an ihr Gelübde bei der Hochzeit erinnerte, mir in guten wie in schlechten Zeiten beizustehen.

Nachdem sich Monika von ihrem Muffensausen, das ihrer extremen Höhenangst geschuldet war und vom Brummschädel durch die Hammerschläge auf ihren Kopf erholt hatte, konnten wir gemeinsam das Lob unserer beiden Kinder für die tolle Hütte entgegennehmen. Da dieses Resultat ohne ihre klaglose Leidensbereitschaft nicht zustande gekommen wäre, überreichte ich ihr gedanklich eine Tapferkeitsmedaille – Ehre, wem Ehre gebührt!



In unserem weitläufigen Garten fehlte auch kein Komposthaufen, auf dem wir unsere Garten- und Küchenabfälle entsorgten. Komposthaufen haben leider die Eigenschaft, kaum höheren ästhetischen, geschweige denn olfaktorischen Ansprüchen zu genügen, weshalb sie meistens im hinteren Teil des Gartens versteckt werden. Der hintere Teil unseres Gartens war aber die Verlängerung des vorderen Teils des rückwärtigen Nachbargartens, weshalb sich der Komposthaufen stets im Blickfeld unseres Nachbarn befand. Nach guter Schweizer Tradition war er für einen mindestens tausendjährigen Gebrauch konzipiert, weswegen er aus massiven vorgefertigten Betonelementen bestand. Während einer Gartensaison gediehen auf ihm abwechselnd, manchmal auch gleichzeitig, Gurken, Melonen, Tomatenstauden und hoch aufschliessendes Unkraut. Man benötigt

kein besonderes Vorstellungsvermögen, um nachzuvollziehen, dass ein Komposthaufen kein Augenschmaus sein konnte, ausser vielleicht für einen radikal fundamentalistischen Bio-Aktivisten. Nur war unser Nachbar das pure Gegenteil davon.

Er hiess Werner, war ein hagerer, drahtiger Mann in den späten Sechzigern, und immer noch berufstätig. Sein zahnärztliches Arbeitsfeld in einer Mundhöhle war überschaubar, sein Arbeitsethos von Fleiss und Präzision gekennzeichnet, seine Persönlichkeit von ehrenwerten Grundsätzen geprägt. Wen wundert es, dass sein Rasen stets wie mit der Nagelschere manikürt aussah und er jeglichem Unkraut gnadenlos nachstellte, vergleichbar nur mit seiner Jagd auf Zahnstein und Karies.

In seinem an unseren Garten angrenzenden Beet standen die fachmännisch selbst veredelten Rosen in Reih und Glied, wie die Zahnreihen seiner Patienten. Im Unterschied zu denen aber jeweils dergestalt um eine Pflanze versetzt, dass sie sich nicht gegenseitig in den Schatten stellen konnten. Was für ein herrliches Bild, dieses Rosenbeet.

Ich schätzte meinen Nachbarn als äusserst kultivierten und hilfsbereiten Menschen, der mir mit Rat, Werkzeug und Tat aushalf, wenn Not am Manne war. Und das war sie öfter. Deshalb beschloss ich eines Tages als Gegenleistung für seine stete Hilfsbereitschaft, um unseren Komposthaufen herum einen Blickschutz zu bauen. Mein lebenswürdiger Nachbar sollte nicht länger dessen garstigem Anblick ausgesetzt sein. Obwohl er sich nie über meinen Komposthaufen samt meinem chaotischen Gemüseanbau beschwert hatte, entsprang es meinem inneren Bedürfnis, ihm etwas Gutes zu tun, nicht ahnend, dass ausgerechnet meine altruistischen Gefühle die gutnachbarliche Entente beeinträchtigen sollten.

Also pflanzte ich im Schweisse meines Angesichts und unter Mithilfe meines alten Gärtners Fusco auf zwei meinem Nachbarn zugewandten Seiten des Komposthaufens eine Buchenhecke. Die eine Seite entlang seiner Garageneinfahrt, die andere längs seines wundervollen Rosenbeetes. Die unserem

Garten zugewandten Seiten blieben zwecks freien Zugangs zum Kompost und Erntens von Gurken und anderem Gemüse frei.

Nun haben Buchenhecken die manchmal gewollte, in meinem Fall aber lästige Angewohnheit, schnell in die Höhe zu wachsen, wobei sich aus den anfänglich feinen Stämmchen mit den Jahren veritable Bäume mit armdicken Stämmen entwickeln. Je mehr man sie oben zurückschneidet, desto umfangreicher werden die Stämme unten und desto mehr wachsen sie in die Breite. Was zu Beginn noch mit der Heckenschere zu erledigen ist, benötigt später eine Rebschere, dann einen Fuchsschwanz und am Ende eine Kettensäge. Mein »Läbhaag«, wie er sinnigerweise auch genannt wird, befand sich zur Zeit, in der sich die Geschichte zugetragen hat, in seiner Entwicklung im Bereich des Fuchsschwanzes.

Eines Samstagvormittags, als ich dabei war, eine Gurke auf meinem Komposthaufen für das bevorstehende Mittagessen zu ernten, stand mein Nachbar mit seinen Rosen hantierend in seinem Beet gegenüber. Nach der üblichen Begrüssung unter Nachbarn, die sich schon sehr lange kennen und respektieren, aber kaum je enge Freunde werden würden, tauschten wir noch einige Freundlichkeiten über die Hecke hinweg aus.

Im Hintergrund begannen gerade seine Taschenuhren, von denen er eine beachtliche Sammlung angelegt hatte, elf Uhr zu läuten. Aus den offenen Fenstern seines Chalets ergoss sich eine wahre Kakophonie, die etwa drei Minuten anhielt, bis die letzte Taschenuhr verkündet hatte, dass es Punkt elf Uhr sei. Einen Augenblick lang verfiel ich ins Grübeln und stellte mir die Frage, weshalb man überhaupt solche Uhren laufen lässt, wenn sie doch nie die korrekte Zeit verkünden. Nur auf stehende Uhren ist schliesslich Verlass, denn diese zeigen im Gegensatz zu seinen »Quelleretti« immerhin zweimal alle 24 Stunden die richtige Zeit an und machen nicht einmal Lärm.

Während ich meinen Überlegungen nachhing, hatte mein Nachbar mich freundlich gebeten, die Buchenhecke etwas niedriger schneiden zu lassen, weil sie Schatten auf seine Ro-

sen werfe. In diesem Augenblick ging mir durch den Kopf, dass Werner sich nie für den edlen Sichtschutz des Komposthaufens bedankt hatte und sich im Gegenteil sogar darüber beschwerte. In mir begann sich ein Gefühl von Unmut zu regen.

»Ja, ja Werner«, erwiderte ich leicht säuerlich, »ich werde es meinem Gärtner sagen.« Damit wandte ich mich ab und brachte meine Gurke in die Küche. Dort bat ich Monika, die mit dem Mittagessen beschäftigt war, sie solle Herrn Fusco anweisen, die Buchenhecke etwas zurückzuschneiden. Danach hatte ich die nicht eben inspirierende Begegnung mit meinem Nachbarn bereits wieder vergessen.

Einige Wochen später rief mich Werner an und bedankte sich für das Zurückschneiden der Buchenhecke, was ihm sogleich einen Sympathiebonus eintrug. Er müsse mir aber leider sagen, dass das noch viel zu wenig sei. Sie müsse um mindestens einen weiteren Meter eingekürzt werden, weil sie immer noch Schatten auf seine Rosen werfe.

Das fand ich nun allerdings übertrieben, denn mein Gärtner hatte sie für meine Begriffe bereits arg zurückgestutzt. Und sich danach bei mir über die harte Arbeit mit der Heckenschere, den vielen Gartenabraum, der dabei entstanden war, und über die fehlenden Abfallsäcke bitterlich beklagt. Das klang dann etwa so: »Ätter vili lavoro, vilzuvili Materiale und ätter keini Sagge meh.« Obwohl Herr Fusco schon mindestens 30 Jahre in der Schweiz lebte, merkte man dies seinem Schweizerdeutsch nicht an. Dafür schätzten wir ihn für seinen Eifer und die Italianità, die er in unserem Garten verbreitete.

»Die Buchenhecke weiter zurückzuschneiden ist mit der Heckenschere nicht möglich«, rief ich eine Spur zu laut in den Telefonhörer, und in meinem Bauch begann sich eine zunehmend grimmige Stimmung gegen meinen Nachbarn aufzubauen. Das Telefonat beendeten wir kurz darauf mit einigen freundlichen Floskeln.

An einem der nächsten Samstage kam ich etwas gestresst vom Büro nach Hause. Um mich zu entspannen, ging ich

durch die Küche über unsere schattige, mit Reben bewachsene Pergola in den Garten hinaus. Da hörte ich ein Geräusch, das wie das Sägen an einem Baum klang. Als ich aus unserem Wäldchen trat und in Richtung des Geräusches ging, sah ich, wie sich Herr Fusco mit einem Fuchsschwanz an der Buchenhecke hinter dem Komposthaufen zu schaffen machte und dabei unverständliche Laute von sich gab, die ich nur als Ausdruck höchster Unzufriedenheit interpretieren konnte.

Als ich ihn zur Rede stellte, radebrechte er, dass er das im Auftrage meines Nachbarn tue. Dieser habe ihm aufgetragen, die Hecke bis auf einen Meter Höhe zurückzuschneiden, was wegen der dicken Stämme nicht einmal mit der Säge zu schaffen sei. Ich verbot ihm, weiter an der Buchenhecke herumzusäbeln, was Herr Fusco mit einem zufriedenen »Dänn i tue Rase mäh«, seiner absoluten Lieblingsbeschäftigung, quittierte.

Inzwischen hatte sich Nachbar Werner interessiert dem Ort des Geschehens genähert. »Das ist ein starkes Stück«, rief ich ihm entgegen, »meinem Gärtner Aufträge zu erteilen! Wenn ihm jemand Anweisungen gibt, dann bin das ich. Und ich habe ihm verboten, weiter an der Hecke herumzusägen. Meinetwegen kann das ja dein Gärtner tun.«

Ohne seine Reaktion abzuwarten, ging ich zum Haus zurück und setzte mich an den kühlen Granittisch in meiner Pergola. Offensichtlich war meine gut gemeinte Buchenhecke bei meinem Nachbarn nicht auf Gegenliebe gestossen. Zudem hatte ich die invasive Natur der Buchen unterschätzt und musste nun einen Weg finden, wie ich der Geister, die ich rief, wieder Herr werden konnte.

Werners Beharren auf das Zurückschneiden der Hecke war zweifellos sein gutes Recht. Nur die Art und Weise, wie er das tat! Sein leises Stimmchen, mit dem er mantrahaft einforderte, die Buchenhecke müsse so unter Schnitt gehalten werden, dass sie keinen Schatten auf seine Rosen werfe, konnte ich nicht länger ertragen. Sowohl sein Missfallen gegenüber meiner Buchenhecke als solches als auch dieses stets über-

freundliche, unaufgeregte Beharren auf seinem Recht hatten sich mit der Zeit wie ein Stachel in mir festgesetzt. Sollte ich dem nun ein Ende bereiten, indem ich kurzerhand den Gemeindeförster beauftragte, die Buchen mit der Motorsäge einzukürzen? Mit dem Bild vor Augen, wie die nahezu blätterlosen, auf einen Meter zurückgesägten Buchenstämme in Reih und Glied wie Wachsoldaten vor dem Komposthaufen standen, verwarf ich diese Idee. Da war mir der Anblick des lebhaft ins Kraut schiessenden Komposthaufens mit seiner Betonumrandung doch wesentlich sympathischer. Die Buchen radikal, mitsamt ihren Wurzeln zu entfernen, verwarf ich ebenfalls, denn ich konnte es meinem alten Herrn Fusco keinesfalls zumuten, alle Wurzelstöcke von Hand auszugraben. Es musste also eine andere Lösung her.

Eines war mir jedoch sonnenklar: Dem Drängen meines Nachbarn würde ich nicht so einfach nachgeben und die über die Jahre aufgebaute kleine Frustration wollte ich auf meine Art und Weise loswerden. Am Tag darauf schritt ich zur Tat.

Lieber Werner

Ich habe mich entschieden, den Eiertanz um die Buchenhecke endgültig zu beenden. Das bedeutet, dass ich diese komplett und ersatzlos beseitigen werde. Dabei erhoffe ich mir, dass Dein Schock, hervorgerufen durch den hässlichen Anblick meines gar garstigen Komposthaufens durch die Aussicht auf Sonne für Deine Rosen doch deutlich gemildert werde.

Dazu reicht es aber nicht, die Buchenhecke mit einer Kettensäge einfach niederzumetzeln, weil aus den Strünken in Kürze wieder Stämme und Blätter wachsen würden und das Malaise von vorne begänne. Die Wurzelstöcke müssen deshalb vollständig ausgegraben werden, was jedoch eine Viechsarbeit ist, die ich meinem alten Gärtner Fusco keinesfalls zumuten möchte.

Deshalb habe ich mich für folgendes Vorgehen entschieden: Als Sofortmassnahme habe ich mir über einen Freund aus amerikanischen Militärbeständen Agent Orange besorgt (mit dem die

Amerikaner im Vietnamkrieg die ganze Halbinsel entlaubt haben). Ich werde die Buchenhecke damit besprühen, worauf sie innerhalb zweier Wochen ihr gesamtes Laub abwerfen wird.

Das ist der einzige Weg, wie die Beschattung Deiner Rosen durch die Buchenhecke rasch und nachhaltig reduziert werden kann. Selbstverständlich werde ich geeignete Massnahmen treffen, die verhindern sollen, dass Deine Rosen in Mitleidenschaft gezogen werden und sie nicht ebenfalls ihr Laub und schlimmstenfalls auch noch ihre Blüten verlieren. Eine der Massnahmen besteht darin, gegenüber Deinem Beet kurzfristig eine etwa drei Meter hohe Holzwand aufzustellen, die das Agent Orange davon abhalten soll, sich in Deinem Garten zu verbreiten (was leider während des Besprühens der Buchenhecke die Beschattung Deiner Rosen verstärken wird. Danach wird die Holzwand wieder entfernt).

Nach erfolgter Entlaubung der Buchenhecke wird diese mit Kettensägen etwa auf der Höhe des gewachsenen Bodens abgesägt. Das wird nicht ohne grössere Lärm- und Geruchsemissionen vonstattengehen, lässt sich aber leider nicht vermeiden.

Daran schliesst sich nun der komplizierte Teil an, der umfassende Sicherheitsmassnahmen erfordert. Die Strünke aus der Erde herauszusprengen ist die einzig effiziente und effektive Vorgehensweise. Die Sprengungen werden von geschultem und staatlich geprüfem Fachpersonal durchgeführt und polizeilich überwacht. Feuerwehr und Sanität stehen selbstverständlich vor Ort bereit.

Die einzige Unannehmlichkeit, die Dir aus »Agent Orange« erwachsen wird, besteht darin, dass Du und die anderen Bewohner unseres Viertels aus Sicherheitsgründen während eines vollen Tages Eure Häuser nicht betreten dürft. Zur Linderung dieser unumgänglichen Massnahme werde ich im Restaurant Sonnenhof das kleine Stübli reservieren, wo Ihr Euch aufhalten und verpflegen könnt. Von dort aus sind die Detonationen der Sprengungen zwar noch zu hören, aber kaum mehr Gehörschädigend.

Du wirst sicher verstehen, dass die Verpflegung auf Eure Kosten geht, denn der ganze Aufwand ist, wie Du Dir lebhaft vorstellen kannst, ohnehin schon enorm hoch.

Über alle Details werden die Betroffenen zu gegebener Zeit durch die Kantonspolizei und das Sprengkommando informiert. Als Tag der Entlaubung habe ich Samstag, den 26. Mai festgelegt.

Bitte entschuldige die etwas ausführlich geratene Darlegung meiner Operation »Agent Orange«. Es ist mir einerseits ein grosses Anliegen, dass Du genau verstehst, was da auf Euch zukommt. Andererseits möchte ich nochmals betonen, dass ich das alles nur Dir und unserer gutnachbarlichen Beziehungen zuliebe tue.

Mit nachbarschaftlichem Gruss, Roy

PS: Die Schweizers und Benno Müller habe ich bereits mündlich vorgewarnt. Sie scheinen keine Bedenken zu haben.

Als ich den Brief abgeschickt hatte, fühlte ich mich sehr viel besser. Einige Tage später kam die Antwort meines Nachbarn:

Lieber Roy

Deine Operation »Agent Orange« halte ich für technisch äusserst raffiniert, organisatorisch weitsichtig und nachbarschaftlich fürsorglich geplant. Wir wären liebend gerne dabei gewesen, um mitzuerleben, wie solch komplexe Vorgänge in der Realität ablaufen, doch machen Ruth und ich zu der von Dir vorgesehenen Zeit eine Kreuzfahrt in den hohen Norden. Es sind dies unsere ersten gemeinsamen Ferien seit 34 Jahren.

Deshalb hat gestern mein Gärtner in meinem Auftrag und mit meiner Motorsäge Deine Buchen auf eine Höhe von einem Meter zurückgestutzt. Wir können uns ja alle drei Jahre beim Einkürzen abwechseln.

Ich melde mich, wenn wir wieder zurück sind. Unsere Tochter wird derweil aufs Haus aufpassen.

Mit nachbarschaftlichem Gruss, Werner

PS: Schweizers und Benno Müller begrüssen meine Initiative, und halten das Abwechseln beim Zurückstutzen für einen gerechten Vorschlag.